



Der Sprung in die Tiefe. Die Überwindung der Angst. Das Adrenalin. Für Karina Hollekim hieß das, lebendig zu sein. Jahrelang ist sie für dieses Hochgefühl um die Welt gereist. Hier in Mali bedeutete Springen für Karina (o.I.) noch, sich ins Glück zu stürzen

DIE FRAU, DIE VOM HIMMEL FIEL

Karina Hollekims Leben waren Sprünge von Klippen, Brücken und Hochhäusern. Sie hat mit allem gerechnet. Nur nicht damit, dass sie einen Absturz überleben würde

TEXT *Fredy Gareis*

Früher war das Leben für Karina Hollekim ein Karussell. Eines, das sich wild drehte, auf dem sie vor Freude kreischte und „schneller, schneller“ rief.

Heute steht das Karussell still und Karina Hollekim hat auf einmal einen Alltag. Ihre Abenteuer sind nur noch Erinnerung, oft findet sie die Vergangenheit schöner als die Gegenwart.

Die 33-jährige Norwegerin war eines der wenigen weiblichen Gesichter des sogenannten Base-Jumping, einem Extremsport, bei dem man sich von Objekten stürzt, sei es der Eiffelturm, Klippen in den norwegischen Fjorden oder Brücken aller Art. Es ist ein spektakulärer und zugleich gefährlicher Sport, weil man im Gegensatz zum normalen Fallschirmspringen aus niedrigen Höhen springt und keinen Reserveschirm dabei hat. Ein Sport, bei dem man sich unwillkürlich fragt, warum den überhaupt jemand macht.

Oslo, im Mai. Karina Hollekim parkt ihren Volvo vor dem Fitnessstudio des Olympiastützpunkts, nördlich vom Stadtzentrum, und schält sich aus dem Wagen. Eine 1,80 Meter große Frau in hautenger Jeans und Leder-



Sie war die einzige Ski-Base-Jumperin der Welt. Packen, rauf, runter, los. Spektakulär auch ihr Sprung vom Kuala Lumpur Tower 2005

jacke. Mit einer schnellen Handbewegung wischt sie sich die blonden Haare aus dem Gesicht, schultert ihre Tasche und begibt sich zum Training. Sie bemerkt nicht, wie sich eine Gruppe joggender Männer nach ihr umdreht.

In einem schwarzen Top und schwarzer Hose kommt sie aus der Umkleide, geht in den Trainingsraum, steif wie ein Bügelbrett, keine Bewegung in den Hüften. „Weiblich gehen ist für mich nicht mehr drin“, sagt sie und meint damit: seit ihrem Unfall. Dass sie überhaupt noch lebt, ist ein Wunder.

Sie justiert den Sattel an einem Trainingsrad und schwingt sich mit einem Stöhnen darauf. Während sie in die Pedale tritt, rutscht ihre Sporthose hoch und entblößt eine der Narben am rechten Oberschenkel. Sie verläuft vom Knie bis zur Hüfte, eine Verletzung, die aussieht, als sei Karina Hollekim im Schützengraben von einem Granatsplitter getroffen worden. „Ich habe mehr Metall als Muskeln in den Beinen“, sagt sie und drückt

mit einer Hand auf dem eingefallenen Fleisch herum. Sie sagt das in sachlichem Ton, ohne Emotion. So ist das einfach.

400 Sprünge hatte die Extremsportlerin

auf dem Konto. Sie stürzte sich von Felsnadeln in Afrika, von Brücken in den USA, von Hochhäusern in Asien. Das war ihr Leben. Dafür wurde sie bezahlt und in der Szene respektiert. Ein Leben aus aufeinander folgenden Abenteuern, bis zu jenem Tag, als aus dem Spiel Ernst wurde. „Wenn man sich in diesen Bereich begibt, muss man sich der Konsequenzen bewusst sein“, sagt sie, tritt weiter in die Pedale und ihre stahlblauen Augen blicken stur geradeaus.

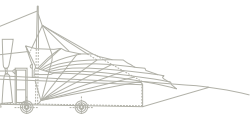
Unter Base-Jumpen gibt es einen Spruch: Wenn du lange genug dabei bist, dann erwischt es auch dich. Karina Hollekim

hatte also mit allem gerechnet. Nur nicht damit, dass sie einen Absturz mit 100 Stundenkilometern Tempo aus 1000 Metern Höhe überleben würde. Sie hat Freunde und Bekannte sterben sehen. So ist der Tod zu etwas wie einem ungeliebten Familienmitglied geworden. „Man wird ihm gegenüber taub und pragmatisch“, beschreibt sie ihr Verhältnis zum Tod.

Woher kommt dieser Gleichmut? Woher die Sucht nach dem Adrenalin? Karina Hollekim tritt weiter in die Pedale, Blick nach vorn, ihre Gedanken gehen zurück: „Als ich neun Jahre alt war, sollten wir in der Schule über unsere Träume reden“, sagt sie und bei dieser Erinnerung fliegt ein seltenes Lächeln über ihr Gesicht. „Also erzählte ich meinen Mitschülern, dass ich wie ein Vogel sein will: so frei und ungebunden.“ Ein schöner Traum. Doch nach der Stunde nahm die Lehrerin sie beiseite und empfahl ihr, in Zukunft besser realistischer zu sein.

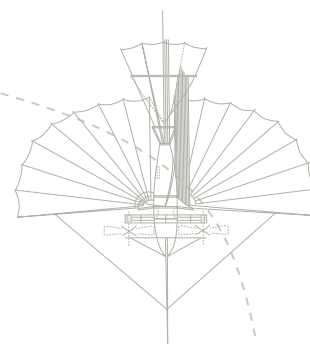
„Realistisch.“ Wie sie das Wort sagt, schwingt geradezu Ekel mit.

»Seit ich neun war, träumte ich davon, wie ein Vogel zu sein: frei und ungebunden«





25 Brüche, 20 Operationen, seit Jahren Reha. Ihr Zukunftsplan: Ski- und Kajakexpeditionen anbieten



Noch heute, mehr als 20 Jahre nach dieser Zurechtweisung, lässt sich Karina durch die Erinnerung zu diesem kleinen Ausbruch hinreißen, der bei ihr fast einer Vulkaneruption gleichkommt: „Ha!“, sagt sie, „der hab ich's gezeigt.“

Sie geht zu einem Stepper vor einer Glasfront. Am Horizont sind schneebedeckte Gipfel zu sehen. Dort hat ihr der Vater Skifahren beigebracht. Oder hat es zumindest versucht. „Mein Vater wollte mir immer alles von der Pike auf zeigen“, erinnert sie sich. „Aber ich bin einfach runter“, sagt sie schulterzuckend. „Natürlich konnte ich nicht bremsen. Woher denn auch?“ So krachte die kleine Karina in ein Häuschen unten am Skilift.

Doch dieses kindliche Unglück hielt sie nicht von weiteren Erfahrungen in den Bergen Oslos ab. Im Gegenteil. Von Anfang an entwickelte sie eine Vorliebe für jede Route abseits der Pisten – durch Wälder, über Felsen, an Steilhängen hinunter. „Free Skiing“ nennt sich diese Spielart.

Die Leidenschaft dafür erfasste sie so mächtig wie andere die erste Liebe. Sie nahm jede Gelegenheit wahr, um in die Berge zu fahren. In der Schule war sie nur körperlich anwesend, denn die war, wie sie sagt, „einfach uninteressant“. Irgendwann sah Karina Hollekim mit ihrem Vater eine Dokumentation im Fernsehen über Base-Jumping. Sie sah zwei Springer. Sie sah, wie die sich von einer Klippe stürzten. Sie sagte: „Wow!“ Vielleicht flutete in diesem Moment der Kindheitstraum vom Fliegen durch ihr Hirn. Base-Jumping wurde ihr nächster Kick.

Karina stürzte sich bald von allem, was höher als 50 Meter war. Wurde zu einem weiblichen Aushängeschild für diesen Sport, reiste durch die Welt, freute sich auf den nächsten Sprung wie ein Junkie auf den nächsten Schuss. Ein unglaublicher Lebensstil, fernab aller Regeln des Alltags.

Bis zu jenem Tag im August 2006.

Dass sie in dieses Leben kopfüber eingetaucht ist, hat vielleicht auch etwas mit dem Verlust der Mutter zu tun. Als Karina vier Jahre alt war, hatte die Familie Hollekim einen Auto-unfall. Vater und Tochter blieben unverletzt, aber die Mutter verlor durch eine schwere Schädelverletzung ihr Kurzzeitgedächtnis und lebt seitdem in einem Heim. Am Anfang erkannte sie nicht mal ihre Tochter, schrieb sich Dinge auf Notizzettel, um sie nicht zu vergessen. Eine sehr frühe Lektion darüber, dass überall Gefahr lauert. Fortan wuchs Karina mit ihrem Vater auf. Auch später war sie meist von Männern umgeben, typisch für den Extremsportbereich.

Sie steigt vom Stepper und geht in einen anderen Raum, um sich zu dehnen. Bei jeder Bewegung verzieht sich ihr Gesicht vor Schmerz. Dann erzählt sie von ihrem Unfall, bei dem sie von der Hüfte abwärts regelrecht zerschmettert wurde. Dabei bleibt ihr Gesicht so ausdruckslos wie ein weißes Blatt Papier.

August 2006 also. Eine Extremsportveranstaltung in der Schweiz. Sie sollte aus einem Flugzeug springen. Routine. Als sie über dem Genfer See den Fallschirm öffnete, zog er nach rechts. Ein Knoten in den Seilen, der Schirm fing an zu kreiseln. „Ich sah das Wasser“, sagt sie. „Aber ich traf einen Felsen.“

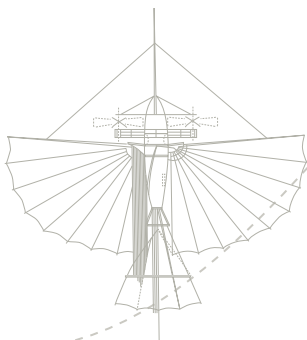
Wieder dieses Schulterzucken, dieses gleichmütige Schulterzucken. „Shit happens“ – das sind die beiden Worte, die sie für dieses Ereignis übrig hat. Mit gleicher Knappheit dehnt sie ihre Beine. Schaut sich im Spiegel an, bleibt kurz mit ihrem Blick an ihren Narben hängen und schaut sich schnell wieder ins unversehrte Gesicht. Gerade, wenn man meint, eine Amazone vor sich zu haben, die weder Schmerzen noch Tod fürchtet, öffnet sie sich für einen kurzen Augenblick. Im Spiegel ruht ihr Blick auf ihrem Konterfei, aber ihre Gedanken gelten ihrem Unterkörper. Nach einer kurzen Pause erzählt sie, dass sie keine Bikinis mehr trage, weil die Leute sie immer anstarren würden. „Ich bin immer noch eine Frau.“

Dann schaltet sie schnell wieder auf sachlich. Fakten. Der Unfall, die Reha, das sind alles Fakten für sie, die sie so nüchtern aufzählen kann wie eine Einkaufsliste: 25 Brüche, 20 Operationen, vier Monate Bettruhe, mehr als zwei Jahre Reha. Damals wollten die Ärzte das Bein schon amputieren. Dann erzählten sie ihr, dass sie nie wieder laufen werde. Noch jemand, dem sie es gezeigt hat. „Ha!“

Genug Training für heute. Sie packt ihre Sachen zusammen. Mehrere Stunden verbringt sie täglich mit der Reha. Was bleibt ihr auch übrig? Irgendwie muss es einen Weg zurück in das alte Leben geben. Nicht gerade Base-Jumping, aber vielleicht Kajakfahren oder Skiexpeditionen leiten. Es scheint, dass für Karina Hollekim die Vorstellung von Alltag so unerträglich ist wie für andere Menschen die Steuererklärung. Finanziell gesehen ist sie dabei in einer komfortablen Position, denn ihr Sponsor, ein Getränkehersteller, unterstützt sie auch weiterhin.

Sie hat es ja versucht, sagt sie, mit einem normalen Leben. Hat Informatik studiert und als Netzwerkadministrator gear-

1155 Meter in die Höhe klettern. Nur, um runterzuspringen. Vorher musste Karina Hollekim auf dem Gipfel der Hombori-Berge in Mali noch einen Sandsturm abwarten





beitet. „Jeden Tag habe ich mich gefragt, ob ich mich nicht krankmelden soll, um nicht zur Arbeit gehen zu müssen“, erzählt sie im Rückblick auf das Jahr 2001. Vier Monate dauerte dieser Versuch. Hollekim und ein Bürojob – zwei sich abstoßende Pole.

Einen Tag später, im Zentrum von Oslo. Karina Hollekim fährt mit dem Aufzug in den 35. Stock des „Radisson Hotels“. Sie geht in die Hotelbar, stellt sich an eines der Panoramafenster und bestellt einen Apfelsaft. Ihr Blick fällt auf die Innenstadt und schweift über Oslos Hafen. Früher ist sie zum Springen hergekommen. Schlich sich mit Freunden nachts hinein, öffnete Türen und Fenster mit Schraubenziehern und sprang in die Dunkelheit.

Es sind diese Momente der Erinnerung an den freien Fall, in denen Karina Hollekims Körpertemperatur um ein paar Grad steigt. Dann wird ihre Stimme weich und fast liebevoll, zumindest sehnsüchtig.

Sie erzählt von der Angst. Wie sie die Sinne schärft, die Zeit langsamer laufen und einen selbst schneller reagieren lässt. Diese Angst, die sie immer beim Springen überwunden hat. Die ihr die Intensität gegeben hat, die sie nirgendwo anders fand. Ein Seufzer entfährt ihr und sie sagt: „Ich fühle mich jetzt wie eine langweiligere Person.“

Die Frühlingssonne taucht Oslo und den dahinter liegenden Fjord in Licht. Karina Hollekim denkt über ihre Zukunft nach, jetzt, da sie

eine hat. Und dann platzt es auf einmal aus ihr heraus: „Ich habe eine Leere gefüllt“, sagt sie und es hört sich an wie ein Bekenntnis, „bin vor dem Alltag weggerannt. Vielleicht würde eine eigene Familie diese Leere füllen.“

Ein Bekenntnis, vielleicht. Aber keine Reue. Es scheint, als träfe auf Karina Hollekim die etwas archaische Vorstellung zu, dass ihr Leben am intensivsten im Angesicht des Todes war. Jetzt hat eine neue Suche nach ihrem Platz in der Welt begonnen. Vielleicht werden Kinder tatsächlich ihr größtes Abenteuer. Den Mann dazu hätte sie. Sie hat ihn kurz vor dem Unfall kennengelernt, war sogar am Tag des Absturzes mit ihm verabredet. „Als ich aus dem Koma aufwachte“, erzählt sie, „saß er an meinem Bett.“ Aus einem Tag wurden viele und die beiden ein Paar.

Dann reißt das Handy sie aus ihren Überlegungen zu Vergangenheit und Zukunft. Es ist ihr Vater. Ein Skiunfall. Er hat sich den Oberschenkel gebrochen. „Ach, Papa“, sagt Karina Hollekim und blickt hinaus in den dunkler werdenden Himmel. „Haben die Ärzte schon gesagt, wann du wieder Ski fahren kannst?“ ■

»Ich fühle mich jetzt wie eine langweiligere Person«

In der Reha ist die Technik ein nerviges Muss. Beim Skifahren Lust. Ihr Freund Hernan Pitocco versteht das. Der Argentinier ist Paraglider

